

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. n. R. a. u. m. a. n. n' s Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. T. J. Säfel, Milwaukee.

12. Jahrg. No. 12.

Milwaukee, Wis., den 15. Februar 1877.

Lauf No. 309.

(Für das Gemeinde-Blatt.)

Am Sonntag 9. Novbr.

Sonne der Gerechtigkeit.

(In großer Trübsal gedichtet.)

Met. Morgenslang der Ewigkeit.

Sonne der Gerechtigkeit,
Steh doch auch mir Aermstem stille!
Hör, wie ich dir klag mein Leid:
Ach mein Seufzen mir erfülle!
Neige dich zu meiner Noth,
Herr, mein Gott!

Ach erbarm, erbarme dich,
Jesu, du Sohn Davids, höre!
Neig dich zu mir brüderlich,
Daß die Noth mich nicht verzehre.
Ach geh nicht an mir vorbei,
Mach mich frei!

Ob mich auch die Welt bedroht,
Will ich doch viel mehr noch schreien,
Denn es wird aus aller Noth
Mich dein starker Arm befreien.
Endlich, endlich strömt mir zu
Hilf und Ruh.

Wegen deiner Angst und Pein,
Die du auch für mich empfunden,
Wegen deines Bluts allein,
Deiner Schmerzen, deiner Wunden,
Wegen des, was du gethan,
Sieh mich an!

Bin ich doch ein Sündenkind,
Hab das größte Weh verdient,
Bin ich doch arm, bloß und blind,
Aber du hast mich verfühnet,
Ja du gabst zum Opfer dich
Auch für mich.

Herr ich weiß, du wirst auch mir
Auf mein Schreien stille stehen.
Fragst du doch mit Liebsbegier,
Was verlangt mein heißes Fiehn
Und du sprichst zu deiner Stund:
Sei gesund!

O wenn deine Hand mich heilt,
Wenn die Noth hinweggenommen,
Wenn die Trübsal'snacht enteilt
Und der schöne Tag gekommen,
Dann ertönt mein Lebenlang
Ein Gesang.

Ja gelobt, gelobt seist du,
Mein Herr Jesu, du mein Leben;
Was ich denke, red und thu
Soll nur deine Huld erheben,
Bis ich in des Himmels Chor
Singsch empör!

Fr. Weyer Müller.

(Für das Gemeinde-Blatt.)

Des Apostels Pauli Erlebnisse zu Paphos.

(Apostelgesch. 13, 6—11.)

Als Paulus und Barnabas ihre erste Missionsreise angetreten hatten, um das Reich des Evangeliums unter Juden und Heiden auszuwerfen, kamen sie zuerst nach Seleucia in Syrien und schifften von dort hinüber nach der Insel Cypren, welche nicht allzuweit von der Küste des heiligen Landes im Mittelländischen Meere liegt. Sie besuchten auf dieser Insel zuvörderst die bedeutendste Stadt, nämlich Salamis, darnach auch die alte Stadt Paphos. Die Erlebnisse, welche sie dort hatten, sollen der Gegenstand dieser Betrachtung sein.

Das erste bemerkenswerthe Erlebnis nun, welches Paulus und Barnabas begegnete, war dieses, daß sie daselbst einen verständigen Mann trafen. Es wird uns in dem oben angeführten Abschnitt der Apostelgeschichte berichtet, daß Paulus Sergius römischer Landpfleger oder Gouverneur zu Paphos war, und eben dieser Mann bekommt das Lob, daß er ein verständiger Mann war.

Ist dies denn aber ein nennenswerthes Erlebnis, daß Paulus einen solchen Mann dort antraf? Wäre es nicht eher ein Wunder gewesen, wenn er gar keinen verständigen Menschen in Paphos gefunden hätte? — Nun, wir werden sehen, daß es allerdings ein bemerkenswerthes Erlebnis war, daß Paulus in dem Landpfleger Paulus Sergius einen verständigen Mann traf.

Warum erhält er denn das Lob eines verständigen Mannes? Wir dürfen annehmen, daß er ein rechtschaffener und geschickter Beamter und Verwalter seines öffentlichen Amtes war. Er wird auch seine eigenen zeitlichen Angelegenheiten gut und einsichtig verwalten haben. Doch, wenn schon heutigen Tages die Leute so gar dicht nicht gesät sind, welche in öffentlichen Aemtern mit Geschick, Treue und Redlichkeit das ihrige thun, so sind ja hingegen die Leute, welche sehr verständig sind in Ansehung ihrer eigenen zeitlichen Dinge d. h. solche, die sich darauf verstehen, das ihre zusammenzuhalten, zu wahren und zu vergrößern, doch gewiß nicht selten. Scharf alles Lernen, Denken und Dichten richtet sich ja darauf. So ist's heute, so war's immer, so wird's auch in Paphos gewesen sein, welches ja auf einer

Insel lag, die einen sehr schwunghaften Handel trieb. So wenig wir uns nun heute groß wundern über solche verständigen Leute, welche sich auf irdischen Vortheil und zeitliches Fortkommen verstehen, vielmehr uns eher wundern würden über einen solchen, der sich nicht recht darauf versteht und namentlich nach der großen Pfliffigkeit darin gar nicht sonderlich trachtet; so wenig wäre es ein sonderliches Erlebnis gewesen, wenn Paulus in der Handelsstadt Paphos einen verständigen Mann gefunden hätte, dessen Verständigkeit nur eben eine Gewisheit und Geschicklichkeit in irdischen Dingen gewesen wäre. Was kümmert sich auch Paulus um Handel und Wandel, ja selbst auch nur um die öffentlichen Angelegenheiten, es wäre denn, daß er lehrte, wie man in beiden als ein lauterer Christenmensch wandle. Ihm lagen doch ganz andere Dinge am Herzen, nämlich Christi Reich und Evangelium. Gab er nun dem Landpfleger Sergius das schöne Lob, daß derselbe ein verständiger Mann war, so geschah es um deswillen, was uns von demselben berichtet wird: daß er nämlich Paulus und Barnabas zu sich rief und begehrte das Wort Gottes zu hören. Und darin offenbart sich gar in mancherlei Hinsicht eine schöne Verständigkeit. Einmal ist es doch wohl ein Anzeichen, daß er sich selbst für einen blinden und armen Menschen hielt, der von sich selbst nicht wisse, was zu seinem Heile diene. Hätte er sich für einen klugen Mann gehalten, der schon aus eigener Vernunft verständig genug sei zur Seligkeit, was hätte er dann die beiden Prediger Paulus und Barnabas zu sich gerufen? Es ist aber auch nicht zu zweifeln, daß er die Predigt, die Paulus und Barnabas ihm brachten, für eine wirkliche Gnadenwohlthat Gottes hielt, zu seinem Heil und sie auch aufnahm als Gottes Wort; denn das zeigt sich schon an dem Erfolge, daß er nämlich zum Glauben kam. Und hieran kann man schon etwas recht wichtiges lernen, und, wäre gut, es würde gelernt und recht beherzigt, nämlich: daß nur der ein wahrhaft verständiger Mensch ist, der nach Gott und seinem Worte fragt; dem es ein rechtes Begehrt ist, Gottes guten, gnädigen Willen zu erkennen, zu lernen und darin zu bleiben. Dagegen, mag einer immerhin sonst in zeitlichen Dingen klug und einsichtig sein, aber er begehrt Gottes Wort nicht, hört es nicht, läßt es nicht seine Lust und sein rechter Wegweiser sein, der ist ein unverständiger Mensch, ein Thor, ein Narr vor Gott.

Es ist aber ein weiterer Punkt, weshalb es ein so bemerkenswertes Erlebnis war, daß Paulus diesen Landpfleger als einen solchen verständigen Mann fand, nämlich die Verhältnisse, in denen dieser Mann sich befand. Er war ein Heide, ein Römer, also von Haus aus ein Götzendiener. An seinem Götzendienst und an seinen römischen, heidnischen Lehren mag er aber längst nicht mehr festgehalten haben. Die mögen ihm längst als nichtig offenbar geworden sein. Er hatte darin Frieden und Ruhe der Seele nicht gefunden. Aber an den heidnischen Lehren und Religionen waren in den damaligen Zeiten gar viele Römer, wie andere Heiden, irre geworden. Aber wie stand's mit ihnen darnach? Den heidnischen Aberglauben warfen sie freilich weg als Aberglauben, aber die Mehrzahl hielt nun überhaupt alle Religion, allen Götterglauben für Aberglauben und Hirngespinnst. Oder wenigstens, sie hielten es für gleichgültig, was und wie man von Gott glaube. Zweierlei erklärte man als das allein gewisse und verständige, nämlich 1.) in bürgerlicher Rechtschaffenheit wandeln, recht thun und Niemand scheuen und Jedem das Seine geben; 2.) im übrigen sein Leben genießen, auf die beste Weise, als man könne.

So stand es also mit vielen Landsleuten des Sergius, vorab mit den sogenannten Gebildeten. Gerade wie heute. Der Art Leute waren gewiß auch genug um den Sergius herum. Es fehlte auch gar nicht an Gelegenheit, zu wandeln nach jener Hauptweisheit, nämlich: Genieße dein Leben nach Kräften. Denn gerade die Insel, wo Sergius ein Statthalter war, galt in aller Welt als ein Ort, wo man sich aufs Leben und Lebensfreude, d. h. auf Fleischlust, wohl verstand. Allein, wie wohl Sergius gut genug wußte, wie übel man daran sei, ein weißer Vogel sein zu wollen unter diesem verrotteten Geschlecht, so lief er doch ohne Zweifel nicht mit ihnen. Muß man Angesichts seiner Verhältnisse nicht sagen, daß seine Verständigkeit, da er nach Gott und seinem Wort fragte, recht bemerkenswert und lobwürdig war? — Indeß, wir dürfen ihn doch nicht loben auf eine solche Weise, daß wir Gott darin verunehren. Wir müssen nämlich vor allen Dingen bekennen, daß es allein Gottes Werk war, daß es also mit dem Statthalter Sergius stand. Es kam ja gewiß nicht aus dem Herzen dieses armen Heiden, daß er an dem Unglauben und den Lüsteu der andern keinen Gefallen fand. Es war nicht sein Werk, daß er etwas von seinem Sünderebend gemerkt hatte, daß er nach Gottes Wort als nach einer Hilfe verlangte und darum Paulus und Barnabas zu sich rief. Das war Gottes Werk, der irgend etwas Kunde über die seligmachende Predigt und das offenbarte Heil hatte zu ihm dringen lassen; daran ist kein Zweifel, wie wohl uns die Wege, wie Gott solches zu Stande gebracht hat, nicht berichtet sind. Ohne Gottes Zutun wäre Sergius, wenn nicht in dem sänftlichen Leben der übrigen, so doch in ihrer geistlichen Blindheit und Gottlosigkeit geblieben. Wenn der natürliche Mensch weiß nichts vom Geiste Gottes, kann aus eigener Kraft weder Gottes Wort verstehen, noch selbst davon Gefallen haben und darnach trachten. Gott ist's, der da erleuchtet und gibt den hellen Schein in die Herzen, daß man ihn erkenne durch Jesum Christum zum ewigen Leben.

Nun, kann einer denken, steht die Sache so, was ist's denn da noch sonderliches, daß dieser Sergius

ein verständiger Mann war, und fragte nach Gott und göttlichen Dingen? Auf diese Frage will ich antworten und damit auf den rechten Kernpunkt kommen, den ich in dieser ganzen Betrachtung im Auge hatte.

Ist nicht in Wahrheit die Verständigkeit des Sergius, sein Fragen nach Gott und Gottes Wort recht bemerkenswert, wenn wir bedenken, wie wenig verständige Leute der Art sich gerade da vorfinden, wo ihrer doch recht viele sein sollten? Ist es auch gewiß, daß Gott der Herr allerdings dem Sergius hat eine Kunde von dem seligmachenden Worte zukommen lassen, denn sonst wäre derselbe auch nicht bewegt worden nach demselbigen Worte bei Paulus und Barnabas zu fragen, so ist doch ebenso wohl als sicher anzunehmen, daß Sergius nicht den hohen Segen genossen hatte, etwa seit Jahren schon unter dem Schall des göttlichen Wortes zu leben und sich der ständigen, ordnungsmäßigen und also auch reichlichen Unterweisung durch das evangelische Predigtamt zu erfreuen. Aber auch das wenige, was Gott für den Anfang ihm zukommen ließ, hat eben Sergius wahrgenommen, hat's nicht verachtet, sondern sich zum Nutzen gedulden lassen.

Blicken wir nun dahin, wo Gottes Wort reichlich, hell und klar von jeher war, wo ein Amt des Wortes zu ständiger Unterweisung vorhanden war. Ich meine das Volk Israel. Mußte da nicht groß sein die Menge der verständigen Leute, die nach Gott und seinem Wort fleißig fragen. Da mußten wohl in Menge selbst Meister sein in Gotteserkenntnis und Lehre der Gottseligkeit. Ja, weit gefehlt. Da predigte Noah die Wege und das Heil Gottes, aber wie viele nahmen es denn zu Herzen? Gott muß klagen: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen. Reichlich ward gepredigt zu David's Zeit, aber was muß er klagen? Dies: Da ist nicht der verständig sei, auch nicht einer. Den Weg des Friedens wissen sie nicht und ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen. — Reichlich ward die Predigt auch zu Jesaja Zeit, trotzdem aber muß Gott klagen: Ochs und Esel kennen die Krippe ihres Herrn, aber Israel weiß nichts, versteht nichts und erkennt nicht seinen Gott und Herrn. — Und zuletzt hat Gott geredet durch den Sohn, und mächtig war seine Rede, wie die Hörer selbst bekennen mußten, trefflich hat er beschrieben den Weg der Erdammnis, tröstlich gelehrt den Weg des Lebens, doch muß er sagen: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. — Und da der eine Mund des Herrn nicht mehr rede, so war nun da der Mund seiner zwölf Jünger und darnach noch so vieler anderer Lehrer und Evangelisten, und reichlich erscholl die Predigt vom Reich Gottes in Israel und allen Landen. Aber wie stand's? Waren nun der Verständigen recht viele, die nach Gott fragten?

Ach nein! Vielmehr muß Paulus wiederholen die Klage über Israel: Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage. Und Stephanus muß schon vor ihm das Urtheil sprechen über sie: „Ihr widerstehet allzeit dem heiligen Geist.“

Wir nun sehen vor auf die herrliche Christenheit, sonderlich auf unsere liebe lutherische Kirche. Ja, wie ist sie doch gesegnet gewesen seit langer Zeit mit der rechten Predigt durch die ständige Ordnung des Predigtamtes und hat können sitzen unter dem Schalle der reichlichsten Verkündigung des reinen Evangeliums. Durfte es da nicht Gott

als Frucht seiner reichlichen Arbeit und treulichen Wirkens wohl erwarten, daß schier alle verständig wären und nach Gott fragten? — Aber wie steht es denn? Ist denn da ein so rechtes begehrliches Drängen und Laufen nach dem Worte? Ist denn da ein eifriges Verlangen nach der Predigt? Ich will nichts davon sagen, daß es wenig geschieht, daß man seinen Paulus oder Barnabas, seinen Prediger sonderlich noch zu sich begehrt, sich unterrichten zu lassen im Worte. Welcher Prediger erlebt derartiges erfreuliches Nachfragen nach dem Worte wohl viel? Aber wie groß ist die Menge der Unverständigen, die die öffentliche Predigt nicht wahrnehmen zu ihrem Nutzen. Wo ist der Verstand, daß sie sich sagten: Liebe Seele, jetzt zeigt dir Gott recht seine gnädige Gemogenheit, und läßt dir das Wort predigen, so nimm es wahr. Die große Menge ist undankbar und weiß die Gabe Gottes nicht zu schätzen und ist schier wenig da von der schönen Verständigkeit, daß sie sich sagten: Jetzt ist eine angenehme Zeit, da ich kann lernen den guten und gnädigen Willen Gottes in Christo Jesu. Hülfe mir Gott, daß ich lebig werde meiner eigenen Blindheit und erziehe das tröstliche und seligmachende Licht Gottes! — Ja wie muß die große Menge sich schämen Angesichts dieses Statthalters Sergius, der mitten unter Heiden und umgeben von aller heidnischen Finsterniß und Lüsteu und nicht so reichlich seit langem schon bedacht von Gott mit ständiger Predigt, doch alsbald, da nun Gott ihm das helle Licht des Wortes gar nahe bringt, alsbald sich durch solche Gnade Gottes läßt reizen und so verständig ist, herzlich nach Gottes Wort zu fragen. — Wollte Gott es als Frucht der Betrachtung dieses Beispiels geben, daß wir allesamt uns nun auch wieder reizen lassen, mit besserem Fleiß Gott und seinem Worte nachzufragen.

Daß Paulus in Paphos einen verständigen Mann traf, nämlich den Statthalter Sergius, das war indessen nicht das einzige Erlebnis, das er in Paphos hatte. Es begegnete ihm noch ein anderes, nämlich, daß er allda in Paphos auch ein Kind des Teufels traf. So nämlich nennt Paulus selbst den Bar Jenu, der auch den Namen Elymas führt, und der ein Jude, ein falscher Prophet und ein Zauberer war.

Hier haben wir nun die Hauptfrage zu bedenken, warum Paulus diesen Mann benennt mit dem schrecklichen Namen: Kind des Teufels. Wir hören es von Paulus selbst. Der Grund, warum er den Elymas also nannte, war der, daß derselbe trachtete, den Sergius vom Glauben abzubringen. Dies gräßliche, satanische Werk erklärt dann Paulus weiter dahin, daß Elymas damit ein Feind sei aller Gerechtigkeit. Laßt uns dies in Gottesfurcht vernehmen und beherzigen, daß also derjenige, welcher selbst den Glauben an Christum verweigert, und gar andere von solchem Glauben will abwendig machen, damit ein Feind sei aller Gerechtigkeit. Diese Feindschaft erwaise sich aber darin so überaus gräßlich, weil damit aufs Höchste die Ehre und Majestät Gottes verhöhnt und verächtet wird. Denn die Ehre will Gott haben an der Menschheit, daß er ihr Gott sei; und er hat diese Ehre nur, wenn sie vor ihm eine gerechte Menschheit ist. Darum hat er sie aus Gnaden gerecht gemacht durch das Blut seines lieben Sohnes, unseres Herrn.

Darum aber auch, wer den Glauben an diesen

seinen Sohn Christum angreift, wer von diesem Glauben andere will abwendig machen, der ist ein Feind der köstlichsten Gerechtigkeit, ein schändlicher Väterer der Ehre Gottes, die er in solcher Gerechtmachung auf's preiswürdigste hat offenbart, der ist ein wahrhaftes und ganzes Kind des Teufels.

Und zum andern zeigt Paulus, daß das teuflische Beginnen des Elymas auch dahin gehe, abzuzweigen die Wege des Herrn. Was hier Paulus nennt die Wege des Herrn ist der Weg der Seligkeit durch den Glauben an Christum, welchen uns Gott aus Gnaden als einen Heiland und Seligmacher gegeben und von welchem die Schrift sagt, daß nur in ihm und keinem andern Heil ist. Wer denn nun diesen Weg einem armen Sünder abwendet, der nimmt demselben die einzige Rettung der armen Seele aus dem ewigen Tode.

Das ist dann billig ein Kind des Teufels; denn der Teufel ist ein Mörder von Anfang und sucht noch in a dar nichts anders, als die Seele verschlingen d. h. Unglauben stärken und damit in ewigen Tod. Und wenn der Teufel und seine Kinder auch je möchten Gott kränken, so könnten sie es ja nicht besser, denn daß sie hindern den gnädigen Willen seiner Liebe in Christo, seinem Sohne.

Laßt uns denn dies beherzigen, welcher Greuel es sei, daß man jemanden abwende vom Glauben. Ich meine nun wohl, erhoffe es wenigstens, daß schier selten solch ein Teufelskind sich findet, welches sich vor ihm und darauf ausgeht mit Fleiß und Bedacht, einen andern abzuwenden vom Glauben. Aber das ist auch leider wahr, daß, ohne es recht zu wissen, so mancher dem Teufel zu solchem Werke hilfreich ist. Was thust du denn, wenn Du einem Mitschiffen, der mit Ernst und Eifer aus Gottes Kraft nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit irachtet, mit spöttlichen Reden begegnet und den dir ärgerlichen Eifer willst ausreden? Was thust du, wenn du also thust? Und was, wenn du etwa nach einer Predigt siehst etliche angefaßt und getroffen von der Kraft des göttlichen Wortes und, weil dir solches un bequem ist, anfängst leichtfertig zu reden und sprichst etwa: Ei, es wird nicht alles so heiß gegessen, als es gekocht wird! Man muß nicht alles sich zu stark zu Herzen nehmen? Was thust du, wenn du also thust? Nun das und ähnliches heißt nicht anderes thun, als versuchen, den andern vom Glauben abzuwenden. Sollte nicht jeder abschrecken vor solchem Thun, solchem bösen, leichtfertigen Abreden von dem Eifer um Gottes Reich und Ernst aus Gottes Worte, da er weiß, das ist recht Greuelwert eines Kindes des Teufels?

Laßt uns merken aus allem, erstlich, daß die rechte Verständigkeit ist, nach Gott und seinem lieben Worte ernstlich fragen, zum andern, daß es Gottes preiswürdiges Werk ist, wenn ein Herz zu Gottes Wort und Glauben gewendet wird, und zum Dritten, daß wir solch Werk Gottes sollten nimmer stören, sondern vielmehr uns gegenwärtig wahrnehmen mit Mühen zu guten Werken, sonderlich zu rechter Verständigkeit im Glauben. H.

Unser's Herrgotts Handlanger.

Erzählung von N. Fries.

(Fortsetzung.)

Der Faden war zerrissen, an dem die innere Qual so lange genagt hatte! die arme, bange Seele hatte gebetet und gerungen, gehofft und gesehnt, ge-

wartet und getragen! — sie zehrte lange an der schönen Vergangenheit, aber die qualvolle Gegenwart war zuletzt übermächtig geworden! — sie war wie im Gefängniß und sehnte sich nach Freiheit — sie hatte auch bisher noch immer heimlich auf Erlösung gehofft, ohne sich selber darüber klar zu sein, wie die Erlösung kommen sollte, denn die Last, der Druck auf dem Herzen war so unerträglich, daß er nicht lange dauern konnte. — Als nun mit den Worten des Vaters und in der Gestalt jenes jungen Mannes, mit dem sie freilich oft geplaudert, aber ohne auch nur ein flüchtiges Wohlgefallen an ihm zu finden, in furchtbarer Entschiedenheit ihr Loos besiegelt werden sollte — da war's zu viel geworden, der Kranz ihres Lebens, ihrer Liebe, ihres Glücks war zerrissen, was konnte sie anders thun, als Kränze zerreißen! —

Und das that sie von Stund an mit der unermüdblichen Geduld und schrecklichen Ausdauer der Unglückseligen; welchen das arme Herz so krank, ach so krank ist!

Die Menschen ihrer Umgebung hatten mit Entsetzen die Wirkung gesehen, welche ihr Vorhaben bei dem Mädchen hervorgerufen; — sie standen eine Weile rathlos — sprachlos — hilflos; — darauf eilte zuerst der Kriegsrath und hinter ihm her Sir William davon, — daß Mademoiselle Amélie eben so rathlos und hilflos war, versteht sich wohl von selber! —

Man ließ Aerzte kommen, aber ihre Mittel waren vergeblich. Die ganzen Tage, vom Morgen bis Abend, saß Linchen da Kränze zu binden; hatte sie einen vollendet, dann öffnete sie regelmäßig das Fenster, zerriß ihn und ließ die Blumen und Blätter im Winde hinflattern. Eine Weile stand sie da mit rausgestreckter Hand, — wie war die kleine, braune Hand so blaß und mager geworden — dann setzte sie sich wieder und begann ihr Werk von Neuem. — Man hatte ihr die Blumen genommen, um sie auf etwas Anderes zu bringen, da hatte sie aus Papierstreifen Kränze gewunden; — man hatte ihr das Papier genommen, da hatte sie Strohhalme gesucht, man wußte nicht wo, und Kränze draus gewunden. — Es war und blieb das alte Spiel nach wie vor! —

Da endlich riethen die Aerzte, das Mädchen in ihre alte Umgebung zurückzubringen, und in Folge dessen schrieb der Kriegsrath einen Brief an Mutter Klein, worin er ihr mittheilte, Linchen sei krank und bedürfe zur Erholung des ländlichen Aufenthalts und des früheren Stillebens, sie möge doch kommen und das Weitere mit ihnen besprechen! —

Linchen aber band ihre Kränze unermüdblich, und ließ sie im Winde zerflattern! —

9.

A hle Bäume zur Winterszeit.

Das Laub fällt von den Bäumen, das schöne Sommerlaub! und nun starren die kahlen Zweige und Aeste in die Luft. Wie stehen sie da so grau und alt! wo ist das duftige Grün geblieben? wo das würzige Blühen? — wo ist der Vogelsang in den Zweigen? — die Speerlinge, die genügsamen Wintergäste, hüpfen freilich umher mit struppigem Gefieder, aber es ist, als wären sie nur da, um es uns recht fühlbar zu machen, daß die klangreicheren Vogelstimmen davongezogen. — Der Sturm kommt herangebrauset und fasset die nackten Kronen — in langen, finstern Nächten treibt er sein unheimlich Spiel mit unermüdblicher Hast — ach, wie das ächzt und stöhnt im Gezweige, als hörten wir's klagen von Oben her: Laß ab! laß ab! wir sind des Treibens müde, wir

können's nicht mehr ertragen! — Ober der Junfer Meif ist über Nacht gekommen; die Kastanien am Ziehbrunnen stehen weiß gefiedert da, als wär's ein weißer Frühling geworden. Am steinernen Rande des Brunnens hängen die Erzapfen, stahlgrau und glänzend, und auch der Bildstock hat eine zart gefranste, schimmernde Krante bekommen. Da tritt die späte Sonne hervor aus dem Nebelbunst, — glühend roth, aber so kraftlos, daß man ihr in's Antlitz schauen kann ohne Blinzeln! und die weiße Pracht an den Bäumen glüht auf, wie rosig angehaucht! Ist das nicht eine Pracht? — aber! aber! — denk' nur nicht an die schönen, breiten Fächer des grünen Sommerlaubes, denk' nur nicht an die schimmernden Blüthenkerzen in der köstlichen, edlen Maienzeit; — denk' nicht an den goldigen Sonnenuntergang, wenn in den lauschigen Wipfeln die Vögel ihr herziges Abendlied anstimmen zur guten Nacht — denk' nicht dran, sonst friert Dich, und geht ein Frösteln durch Dein Gebein, Du knöpfst den Rock dichter zu und ziehst Dir die Pelzkappe über die Ohren. — Doch, hab's zum Trost, das Leben schläft tief unten in der Wurzel, — bald, bald steht im Kalender: „Fabian Sebastian“ — und steht daneben geschrieben mit rother Schrift: „Hat den Saft in de Bööme gahn!“ —

Aus den kleinen Scheiben, die frostig angehaucht, kaum einen Durchblick gestatteten, blinzelte David vom Schneidertisch hinaus in das kahle Gezweige. Kein Lorenz — kein Linchen! armes Schneiderlein, bist Du nicht selber ein kahler Baum geworden! — Aber vom Lorenz ist wieder Nachricht gekommen. Ist's gute oder schlechte Nachricht? — wer weiß? — es sind freudartige Buchstaben, ein wunderbar schönköpfl und Geschreibsel vor des Alten Augen. Das hat der Lorenz nicht geschrieben. Was thun? — David ist wieder einmal vom Tisch herabgerutscht und diesmal nicht in die Pantoffel geschlüpft, sondern hat Stiefel angezogen und einen Rock und ist zum Pastoren gegangen. Der Pastor hat erst stille gelesen — es mochte ihm wohl auch nicht leicht werden, des Briefes Inhalt zu entziffern, — endlich hat er gesagt: David, der Lorenz ist verwundet und liegt im Lazareth, auf sein Bitten schreibt Euch ein Anderer, ob's schlimm ist, steht nicht dabei, es ist kurz und bündig: „durch's Bein geschossen“, — wird denn, will's Gott, nicht an's Leben gehen! —

Pastor und Bälgentreter hatten die Sache hin und her bedacht. Dem David war's doch gewesen, als flöge ihm auch eine Kugel in den Leib, da er's hörte: „durch's Bein geschossen“. Endlich waren die Beiden zu dem Resultat gekommen, daß Mancher am Leibe verwundet werde, nur an der Seele geheilet zu werden, und daß es besser sei, mit einem Arm oder Bein in's Reich Gottes kommen, als mit gesunden Gliedmaßen verloren gehen. So war David wieder heimgelangen und setzte sich wieder auf den Tisch die unterbrochene Rede weiter zu machen. —

Es war am andern Morgen, als er sich ein Loch in die Scheiben gehaucht, die vom ersten Winterfroste undurchsichtig gemacht, und nun wie in einen Guckkasten hinausblühte in die kahlen, weiß bereiften, von der rothen Morgensonne beglänzten Bäume am Ziehbrunnen.

„Durch's Bein geschossen“ — das hatte dem Alten eine sehr unruhige Nacht bereitet, — das drückte und drängte ihm auch jetzt das Herz und er mußte tief seufzen. Der Brief war sehr lange unterwegs gewesen. Die undeutliche Aufschrift in der

freunden Sprache hatte ihn lange in der Welt umher-
 iren lassen, man mußte sich wundern, daß er endlich
 doch in die rechten Hände gelangt. — Was konnte
 nicht Alles mit dem Jungen geworden sein von da-
 mals her, als der Brief geschrieben. — Der Alte fing
 an zu nähen, — es wollte nicht, — der Faden riß, die
 Nadel fiel. Er blickte wieder einmal durch das
 Guckloch in der Scheibe, — wie sah doch die Welt
 drauß so kalt und weiß aus, der Himmel bezieht sich,
 es mag noch schneien heut! — Er blickte auf die Wand-
 uhr, die Gläser der Brille belaufen, sie sind an der
 gefrorenen Scheibe so kalt geworden, — er wischt sie
 ab. Der Zeiger rückt langsam vor gegen Neun. —

David sitzt wieder lange in tiefe Gedanken ver-
 sunken! Das sind seine Gedanken: zuerst denkt er,
 wie doch sein Leben so kahl und kalt geworden, gleich
 der Welt draußen. Sein Einziges und Letztes, der
 Enkelsohn, weit in der Fremde, ja vielleicht schon
 lange drunten unter'm Rasen. Der Alte fühlt es,
 wie fest und treu sein Herz an diesem Letzten ge-
 hangen, wie stark die Hoffnung gewesen, die er gehegt
 für seine Umkehr und Rückkehr zur himmlischen und
 irdischen Heimath, wie tief das Weh, wenn das Al-
 les nun sollte aus und vorbei sein. — Dann denkt
 David weiter: Was wohl das Pünchen sagen würde
 zu dem Allen! und wie Unwillen kränfelt's ihm die
 Stirn, daß das Mädchen fort gemußt; sie sagte einst:
 Vater David, wir müssen für ihn beten — und was
 sie sagte, das hielt sie, also haben Zwei für ihn ge-
 betet, — sollte die doppelte Fürbitte nicht erhört
 sein? — er möchte ihr die Botschaft senden vom Lo-
 renz, aber wie? — ein Briefwechsel wird nicht geführt
 zwischen Dorf und Stadt, auch sagt's ihm eine Stim-
 me, das Mädchen habe wohl der Last und Noth ge-
 nug unter den Stadtmenschen! — Endlich denkt Da-
 vid: am liebsten ginge ich zu dem Jungen und be-
 sähe mir das Loch, das die Kugel im Bein gemacht,
 besähe mir auch seine arme Seele, ob das Loch viel-
 leicht auch da durchgegangen. David seufzt tief, und
 steht seine eignen armen Beine an, die freilich von
 keiner Kugel durchlöchert, und doch so invalide sind.
 Aber eine Nachricht müßte der Junge doch haben,
 daß wir von ihm wissen, an ihn denken, für ihn be-
 ten! David steht seine krummen, steifen Finger an,
 sie haben nie viel schreiben können — wie könnten sie's
 denn jetzt! —

Der Zeiger an der Uhr ist bei all' dem Denken
 über Neun hinausgerückt, der Alte gleitet wieder vom
 Schneidertisch und macht denselben Weg wie gestern
 zum Pastoren; und der Pastor schreibt einen Brief,
 einen schönen und langen, schreibt's Alles, was Da-
 vid auf dem Herzen hat, als hätt' er's ihm aus der
 Seele abgelesen. Der Brief wird gefaltet, verseg-
 gelt, adressirt. David sieht's Alles mit an, und wie
 der Brief gefaltet wird, faltet er seine Hände, und
 wie das Siegel drauf gedrückt wird, drückt er einen
 tiefen Seufzer drauf, und wie die Aufschrift den Namen
 der Stadt benennet, so giebt ihm der Alte eine Auf-
 schrift mit dem Namen der himmlischen Stadt. Als
 das Alles nun wohl vollbracht und der Pastor ver-
 sichert, daß nach einer Frist von längstens acht Ta-
 gen der Lorenz das Alles wissen werde, was er im
 Briefe geschrieben, da ging David viel leichteren Her-
 zens heim, und als er wieder auf dem Schneidertisch
 saß und draußen leise, leise die ersten Schneeflocken
 des Winters auf die gefrorene Erde sanken, da ward's
 dem Alten auch stille und leise im Gemüthe, und legte
 sich auch über ihn wie mit denselben guten, tröstlichen

Gotteshand, die nun draußen alle die Gräser und
 Keime zudeckte, daß ihnen kein Schaden geschehe.

Es war am Sonntag drauf! Die Krüppelge-
 meinde war wieder versammelt im Schneiderhäuschen,
 das Pünchen war ja freilich nicht da, das merkte man
 am Singen, der cantus firmus fehlte. Aber das
 Wort Gottes war doch da, das ewig feste! Der
 letzte Trinitatis-Sonntag hatte die Epistel gebracht,
 worin der Apostel seine Thessalonicher so wunderschön
 tröstet über Tod und Sterben und über die entschlafen-
 en Brüder. Die Predigt hatte darnach verkündigt:
 Wie unser Herrgott alle Seine Kinder zur Ruhe
 bringt! zur guten Nacht! und zum seligen Er-
 wachen! — Das war ein Wort zur rechten Zeit ge-
 wesen, und hatte sich wieder auf David's Seele ge-
 legt, wie ueulich die Schneeflocken sich legten auf die
 Flur. So konnte er's denn auch seinen Zuhörern
 wiederbringen, aus der Tiefe seines gestillten Herzens;
 und als es zum köstlichen Ende hieß: „Wir werden
 bei dem Herrn sein allezeit! so tröstet Euch nun unter
 einander mit diesen Worten.“ Da nickten die Alten
 und Armen und Krüppel gegen einander und sprach-
 en's leise nach im Flüsterton: „Wir werden bei dem
 Herrn sein allezeit!“ —

Der Schnee hat schon eine leichte, weiche Decke
 gebreitet über das Erdreich! die Lichter aus den Hän-
 fern und Kammern verbleichen, wenn sie auf die
 schimmernde Decke fallen. Es ist der Abend vor
 Vollmond! und ob auch das Schneegewölk die glän-
 zende Scheibe verhüllt, so ist's doch hell draußen, ganz
 hell. Die Arbeiter sind schon lange heimgekehrt, und
 haben unter einander davon geredet, daß es wohl
 einen frühen Winter geben möge und bald vorbei
 sein könne mit der Arbeit draußen. Jetzt schleicht
 nur hin und wieder ein später Gast in's Stern-
 Wirthshaus, sonst ist es ganz still in der beschneiten
 Dorfstraße. — Wir werfen einen Blick durch das Fen-
 ster des Häuschens, wo die Gehülfen des Lebens und
 des Todes beisammen wohnen, die Wehmutter und
 der Todtengräber. — Da sitzt sie, die Alte, und hat
 das Spinnrad vor sich; — aber das Rad steht stille.
 Sie spinnet Wolle; — in einem flachen Korbe seit-
 wärts liegt hoch aufgetürmt ein mächtiger Haufen
 der zarten, aufgetragten Locken, die, mit leichter Hand
 gefaßt, sich auf der Spule drehen zum weichen und
 doch starken Faden. Es ist schon eine Weile her,
 seit die Alte eine Locke nach der andern aus dem
 Korbe genommen und sie hineingleiten ließ in das
 schwirrende Rad. Sie blickt schon lange in die
 Lampe, die, auf dem Ofen stehend, ihr mattes Licht
 ausgießt über das Stübchen und seine Bewohnerin.
 — Das alte Gesicht dünkt uns noch bleicher gewor-
 den als sonst — und wir vermessen im Auge den
 Strahl heller Freundlichkeit und heiteren Muthes.
 Um den Mund haben sich die Falten tiefer gelegt,
 und die Finger der gefalteten Hände zucken leise!
 Sie fühlt sich wie ein entlaubter Baum, — die kah-
 len Zweige biegen sich wie vor dem kalten Winter-
 sturm, der ihres Lebens Schmuck und Krone abge-
 streift, — sie ist so einsam, ach so einsam! — Aber sie
 ringet und streitet wader mit dem Sturm die alte,
 tapfere Seele! — Die Lippen bewegen sich heimlich
 und flüstern: „Lobe den Herrn, meine Seele, und
 vergiß nicht, was Er Dir Gutes gethan!“ — wiederholte
 sie noch einmal! — Ein großer Dichter hat gesungen:
 Nichts bitterer, als im Unglück gedenken des ver-
 gangenen Glückes! — aber ein Christenherz weiß
 auch solche Bitterkeit zu überwinden mit dem Loben

des Herrn, von welchem Beides kommt, vergangenes
 Glück und gegenwärtiges Unglück — Es ist wohl
 traurig, am Abend allein sitzen beim trüben Lampen-
 schein, ohne die süße Stimme zu hören, die noch ein
 Gotteswort ließ, zur guten Nacht; — es ist wohl
 traurig, am Morgen das Erwachen, ohne den Gruß
 des freundlichen Augenlichts, das sonst mit dem ersten
 Sonnenstrahl sie angelacht; — es ist wohl traurig,
 das Weggehen zu anderen Leuten, in die Noth und
 den Schmerz des Menschenlebens hinaus, ohne einen
 guten, heilsamen Wunsch zum Abschied; — und es ist
 noch trauriger das Heimkehren in das kalte Stübchen,
 an den kalten Herd; — ach, sonst war's so warm, so
 heimlich, so hell, und das Wärkste und Hellste war
 das trauliche Willkommen, das ihr entgegenglänzte, so-
 bald sie die Schwelle überschritten.

Aber an jedem Abend und Morgen, bei jedem
 Weggehen und Heimkehren bringt Mutter Klein ihr
 einsames, betrübtes Herz zur Ruhe in dem Herrn, und
 spricht zu sich selber: Harre nur auf Gott, Du wirst
 ihm noch danken, daß er Deines Angesichts Hilfe und
 Dein Gott ist! Wie können denn wohl Seine Ge-
 danken Deine Gedanken, und Seine Wege Deine
 Wege sein!

So ringt sie auch an diesem Abend im Gebete
 vor dem Herrn. Es will will wieder aufsteigen
 das „Warum doch also?“ — ist es denn zu ihrem
 Glück, was mich so traurig macht? — und ein
 zehnfaches „Nein“ schallt ihr zurück! — sie kann sich
 nimmer zufrieden fühlen unter den fremden Men-
 schen, die ihr innerlich so fremd, so fern ob auch durch
 Bande des Bluts verbunden! — wie mit heißer
 Angst will es das Herz überschleichen, wenn sie nun
 Schaden nähme an ihrer Seele? — wenn ein Un-
 glück sie trafe!

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Geschichten.

Der alte Adam soll in uns durch täg-
 liche Reue und Buße er-
 ersäufet werden.

Na, Rahmer wutt du schon wedder to'r Karfen
 gahn? Watt heft'n denn eigentlich alle Sündag
 hentolopen. Si Fro-umen, dent id, schallt doch gragliche
 Sünner wesen, dat ji so veel Buße thut. Ne, so
 stinn un slecht bün ic doch nich. Ne, wenn id'r
 Ostern, Pingsten un Wihnachten hengah, und Char-
 fridag zu't Abendmahl — dat is vor mine Sünnen
 genug.

So, segg ic, di geht dat just as jenne Fru.

Wo so? segg he.

Dh, ich mein' man, segg' ic.

Watt denn? frögg he.

Na, da was 'ne Fru, de wißsch sich alle Jahr blot
 e en m a l, un wenn se dat däh, so seeg se uf noch tar,
 dat se nich nakt wör. — Nu wollen denn de Lüe aller-
 lei up ehr Keutlichkeit weten; de Lüe heiwot so denn
 ämmer wat to suacken. Da können se awer schön an.
 „Watt?“ seggt de Fru, un smitt de Näs in de Höcht
 und kiff so von Baben dal. „Wat? Si wilt hier
 noch lang suacken? Wenn Si sone Farfen
 sünd, dat Si Si alle Dage waschen
 möt, denn wascht Si Si bün so'n
 Farfen nich!“ Un süh mal, Krischan, segg ic,

wenn du nu anfangst, düsse Fru darüm för besonders rentlich tau hollen, dat se't so selten nödig sünn, sich tau waschen, denn will ich of anfangen, di för'n absonderlichen Heiligen tau hollen, wenn du so selten Duffe deihst.

Watt seggt hei nu? — Nu seggt hei nicks.
Nach W. K.

Seliges Heimgang von fünf Tamulen.

Von Miss. G a u d m a n n.

Der Tod seiner Heiligen ist werthgehalten vor dem Herrn.

„Darf man jemand vor dem Tode selig preisen?“ Diese Solonfrage gestattet sich uns Missionaren sofort zu der andern: „Dürfen wir von einem noch am Leben seienden Christen Gutes berichten?“ Vielfache Erfahrung hat uns belehrt, daß Lobeserhebungen noch lebender Personen sehr oft wie Mehltau auf die frische Blüthe neuen Lebens gefallen und gar bald in ihr Gegentheil umgeschlagen sind. Kann man es uns verargen wenn wir mit deraartigen Lebens- oder Befreiungsgeschichten karg werden und uns der Gefahr aussetzen, als unfruchtbare Arbeiter zu erscheinen, als unsre jungen Pflänzlein zu beschädigen? — Wenn es sich aber um das Ende eines Gläubigen handelt, so können wir um so unbedeutlicher erzählen, was die Gnade Gottes auch an einem armen Hindu ausrichten kann. Das will ich denn auch jetzt mit Bezug auf ein paar kürzlich erlebte Fälle thun.

Das Jahr 1875 war für Indien ein Jahr schwerer Heimsuchung. Vom äußersten Himalaja (Simla) bis nach Timorell herin er durchzog der Todesengel Städte und Dörfer und hielt überall eine reiche Ernte. Langanhaltender Regenmangel und in Folge davon ungewöhnliche Dürre und Hitze begünstigten das Umsichgreifen von Epidemien. Am schlimmsten wüthete die Cholera. Auch im Seminar hielt sie ihre Ernte. Merkwürdig war der Ausbruch derselben in der Schule. Eines Tages kam mein alter Freund der Munschi (Sprachlehrer) S a w e r i m u t t u zu mir und brachte seinen einzigen 7jährigen Sohn mit der Bitte, ich solle ihn in die Seminars-Übung- und Kostschule aufnehmen. Ich wollte anfangs nicht darauf eingehen, weil ich mich mit der Pflege so kleiner Schüler nicht befassen kann; da aber die Mutter des Knaben vor kurzem gestorben war und derselbe nun während der Arbeitszeit seines Vaters ohne die nöthige Aufsicht hätte bleiben müssen, so gab ich den inständigen Bitten meines Freundes nach und nahm ihn auf. Doch machte ich die Bedingung, daß er bei einer etwaigen Erkrankung seines Sohnes ihn selbst zu Hause pflegen müsse. — Der kleine Schüler ließ sich recht gut an. Kein Zeichen von Heimweh oder Verdrießlichkeit, wie man sie so oft bei Neulingen findet. Aber schon nach 8 Tagen fiel er als das erste Opfer der Cholera. Sein Vater hatte ihn in sein Haus aufgenommen und allerlei Mittel angewandt. Aber vergebens. Gegen die Landesflut ließ er die Leiche über 24 Stunden in seinem Hause liegen. Kaum war sie begraben, so bekam der Vater die Cholera. Ich wurde in aller Frühe zu ihm gerufen. Bewußtlos lag er da, der starke Mann, und rollte stöhnend hin und her. Alle angewandten Mittel blieben erfolglos oder hatten doch nur den Erfolg, daß er kurz vor seinem Tode aus seiner Betäubung erwachte, sich aufrichtete und mit seinen

Freunden, die furchtlos nicht von seiner Seite wichen (Trankbarer Lehrer und ein Theologenschüler), seinen Baletlegen betete. „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir etc.“ mit den Worten dieses Sterbeseufzers, einem Lieblingsgebet unsrer Tamulen, hauchte er seine Seele aus. Er war ein allgemein geachteter Mann auch bei den Heiden, ein treuer Diener der Mission und ein ehrbarer Character. Da er auch mit am Seminar als tamulischer Sprachlehrer thätig gewesen war, so begleiteten die Seminaristen seinen Sarg. Die nöthigen Vorsichtsmaßregeln waren natürlich eingeschärft worden. Ein Schüler aber konnte es doch nicht lassen, er ging ins Trauerhaus und sah sich die Leiche in der Nähe an. Am Abend kurz nach dem Begräbniß bekam er einen Anfall von Cholera und am nächsten Abend begruben wir ihn schon. So schnell wechselt Tod und Leben in Indien! Auf dem Todtenbette zeigte der Schüler eine rechte christliche Geduld und Ergebung und auf meine Frage, ob ich seine Mutter rufen sollte, antwortete er verneinend. Er wollte ihr den Jammeranblick ersparen. Er bekannte seinen christlichen Glauben und betete mit uns, so lange er Bewußtsein hatte. Rührend war mir die Treue und Aufopferung, mit der ihn seine Mitschüler pflegten. Obgleich sie wußten, wie gefährlich und ansteckend diese Krankheit ist, so wichen sie doch nicht von seiner Seite und thaten alle die oft sehr unangenehmen Handreichungen, die die Cholera mit sich bringt. Der verstorbene Seminarist, A s i w a d a m, war einer der besten Seminaristen, gehorsam und fleißig, so daß ich nie Ursache gehabt hatte, über ihn Klage zu führen.

Durch diese eigenthümliche Kette von Erkrankungen war nunmehr (es war Monat Juli) die Cholera ins Seminar eingebrungen. Eine schwere Zeit kam nun für uns. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln — die Seminarskostschule wurde in das Missionsgartenhaus verlegt — erfolgten viele Erkrankungen. Oftmals wurde ich des Nachts an ein neues Krankenlager gerufen. Auch in meiner eigenen Familie klopfte der Todesengel an. Wie vom Herrn gesandt waren nun jene Zeit die homöopathischen Medicamente, die uns unser guter Freund Herr Dr. Hartlaub freundlich übersandt hatte, angekommen. Der Herr segnete dieselben so, daß wir keinen andern Todesfall zu beklagen hatten und auch noch auswärtigen Kranken, Heiden und Christen, mit gutem Erfolge Beistand leisten konnten.

Doch die schwersten Verluste standen uns noch bevor. Schon seit längerer Zeit hatte der Theologenschüler P a u l gekränkelt. Er war von einem langwierigen Haster befallen, der zuletzt in Lungenschwindsucht ansartete. Nach längeren Leiden mußte er aus dem Seminar entlassen werden (Ende Februar). Er ging nach seiner Heimath Mötupatti, wo er vom Landprediger Christian oft besucht und getröstet wurde. Er hätte so gerne dem Herrn im geistlichen Amte gedient, für das er 2 Jahre so eifrig gelernt hatte. Er hatte vom Herrn so schöne Gaben dafür empfangen und wir blieten schon mit großen Hoffnungen auf ihn, zumal er der immer schwer behandelnden Klasse der Serweikater angehörte. Aber während er auf der einen Seite alle nur erdenklichen Mittel zur Hebung seiner Krankheit brauchte, war er doch auf der andern Seite bei der offenbaren Erfolglosigkeit derselben immer ergeben und bereit auch den Lieblingswunsch seines Lebens dem Herrn zu opfern. Denn er wußte, an wen er glaubte. Eines Tages, nachdem ich mit besonderer Ausföhrlichkeit die Lehre

von der Rechtfertigung vorgetragen und mit den Seminaristen durchgesprochen hatte, sagte er mir in einem Privatgespräch über seinen Seelenzustand, daß er nunmehr vollen Frieden und die Gewißheit der Sündenvergebung erlangt habe. Bisher hätten ihn immer seine Jugendsünden das Gewissen beunruhigt, jetzt sei er seines Heils erst recht gewiß geworden. — In seinen schweren Leiden bewies er eine wahrhaft christliche Geduld. Nie kam eine Klage über seine Lippen. Wenn man ihn besuchte, war ihm nichts lieber als Zuspruch aus Gottes Wort und den schönen Liedern unsres Gesangbuches. Am Tage vor seinem Tode hatte er einen Blutsturz, der seine Kräfte fast ganz auflöste. Er bestellte nun sein Haus, ermahnte seine Frau und seinen Pflegesohn dem Herrn allezeit treu zu bleiben, sich zur Kirche und zum heiligen Abendmahl zu halten und allezeit den Rath der Missionare zu befolgen. Dann empfing er mit sichtbarer Bewegung zum letzten Male das heilige Abendmahl und verharrte lange im Gebet und in Anhörung des Wortes Gottes, das seine Freunde ihm vorkamen. Als endlich seine Kräfte ganz dahinschwanden, hob er seine Hände empor und rief aus: „Herr Jesu, ich komme zu dir, neige dein Scepter zu mir, daß ich's ergreife.“ So entschlief er sanft und friedlich. — Unsrer Mission verlor an ihm eine tüchtige Kraft und einen ihrer treuesten Diener. Ich habe ihn etwa 10 Jahre lang gekannt und viel mit ihm verkehrt. Er war, ehe er ins Seminar einberufen wurde, Lehrer in Mötupatti im Trischinopolidistricke. Da zeichnete er sich immer durch seinen unermüdblichen Eifer, seine Treue im Amte und seinen soliden Wandel aus. Er war einer der solidesten, gewissenhaftesten Tamulen, die ich kenne. Sein Christenthum war ihm voller Ernst. Mir war er nicht bloß ein lieber hoffnungsvoller Schüler, sondern auch ein vertrauter Freund.

Er starb Anfang September. Die Wunde, die sein Verlust uns geschlagen hatte, war noch nicht verheilt, als uns schon eine zweite geschlagen wurde. A r u l a p p e n, ebenfalls ein Schüler der Theologenkasse, erkrankte etwa im August an einer langwierigen Diarrhoe. Das Nähere über seine Verhältnisse (wie auch über Paul) habe ich schon in einem frühern Berichte mitgetheilt (s. Miss.-Bl. 1874 S. 275 ff. 273 ff.) Hier nur einige kurze Notizen, um ihm ein Ehrendenkmal zu setzen. Er war etwa bis zu seinem 12. Jahre Heide, wurde dann von Dr. Schwarz getauft und für den Missionsdienst vorbereitet. Er wurde späterhin besonders im Pudutottadistricke angestellt, wo er sich durch große praktische Geschicklichkeit und durch seine große Kenntniß der dortigen Verhältnisse sehr nützlich machte. Seine Vergabung war viel geringer als die Pauls, besonders fehlte es ihm an Schärfe des Urtheils und Klarheit, aber dafür hatte er eine — oft zu reichlich fließende — unerschöpfliche Gabe der Rede und eine gute Gewandtheit in äußerlichen Dingen. Er hat damit besonders in Pudutotta der Mission viele gute Dienste geleistet. Er war deshalb schon in den sechziger Jahren, als ich noch die Verwaltung der Station Pudutotta hatte, in Aussicht genommen als Aspirant für die Theologenkasse. Aber schon damals hatte er öfters geäußert, daß er das Klima der Seeküste nicht vertragen könne, denn so oft er nach Trankebar gekommen sei, sei er schwer erkrankt. Zuletzt aber überwogen unsre Wünsche seine Besorgniß und so kam er 1872 ins Seminar, ein schon gereifter Mann, ein Familienvater mit 6 Kindern. Anfangs ging es recht gut mit seiner Gesundheit. Nur seine älteste

Tochter hatte eine schwere Krankheit durchzumachen. Aber im 3. Jahre, vielleicht wie er meinte in Folge der großen Hitze, der er sich bei seinen Wegen von Poreiar nach Trankebar zur Unterrichtsstunde bei Br. Blomstrand auszusetzen hatte, überfiel ihn das oben genannte Leiden. Da die in Poreiar versuchten Nerven bei ihm nicht anschlugen, drangen seine Verwandten in ihn eine Kur in Pudulotta zu gebrauchen. Auch der Arzt hoffte, daß eine Luftveränderung ihm gut thun könne. Ende October ging er hin — ein schwerer Abschied für uns. Täglich beteten wir nun im Semitar um seine Genesung; aber der Herr hatte es in seinem unerforschlichen Rathe anders beschloffen. Er erhörte unsre Gebete indem er ihn zu einem neuen himmlischen Leben vorbereitete und bald ganz in dasselbe aufnahm.

(Schluß folgt.)

Sonderbare Begriffe vom Gebet

Man darf es den Katholiken nicht allzu hoch anschlagen, wenn sie nicht recht wissen, was es um ein Gebet sei; hören sie doch stür's Gewöhnliche in ihren Kirchen und Ceremonien nichts anders als lateinische Litaneien, von welchen sie nichts verstehen. Es ist daher auch natürlich, daß, wenn sie ein warm aus dem Herzen quellendes Gebet in ihrer Muttersprache hören, dies einen stammnervengenden Eindruck auf sie macht; und ihre Bewunderung drückt sich oft in gar eigenthümlichen, auf ein Gebet gar wenig passenden Worten und Bezeugungen aus.

Eine so energische Kundgebung des Wohlgefallens, wie sie einem unserer Pariser Collegen vor anderthalb Jahren zu Theil wurde, haben indessen gewiß noch nicht viele Pastoren erlebt. Derselbe war eingeladen worden, der jährlichen Preisausheilung in einer Pariser Communalsschule beizuwohnen. Diese Schule ist officiell protestantisch, sie wird jedoch auch von katholischen Kindern besucht, deren Eltern und Angehörige zum Feste gekommen waren. Der Maire des Bezirks hatte den Vorsitz, und der Pastor eröffnete die Feierlichkeit mit einem Gebet. Er erslehet Gottes Segen auf die Versammlung, auf die Kinder, Lehrer, und Familien, auf die bürgerlichen Behörden, auf die Kirchen und Schulen, auf die Stadt und das ganze Land. Und als er das „Amen“ gesprochen hatte, da fing der Maire an Beifall zu klatschen, und die ganze Versammlung stimmte mit stürmischen Klatschen ein. Ganz betroffen versuchte der Pastor die Versammlung mit eifrigem Winken zum Aufhören zu bringen; aber sie ließ sich durch dies Winken, das sie als ein Zeichen der Bescheidenheit auslegte, nicht in ihrem Applaus stören und hörte erst auf, nachdem sie das „wunder schöne“ Gebet noch nach Herzenslust beklatscht hatte. Der Pastor war entrüstet über diese „Entweihung des Gebets“, wie er es nannte; und bei Protestanten wäre solch ein Verhalten freilich etwas überaus Unausständiges gewesen; und doch, wie oft hört man nicht auch unter Protestanten gar verkehrt von „schönen“ Gebeten sprechen! wie sollte man es da Katholiken übel aufrechnen, wenn sie ihre Freude an einem Gebet in etwas ungewöhnlicher Weise kund geben? War das Applaudiren da nicht vielmehr ein zwar unpassendes, aber ganz naives und aufrichtiges Zeichen der bewundernden Anerkennung und sympathischen Zustimmung? Zuzumachen aber ein sonderbarer Begriff vom Gebet! — (Schöffl. Christi.)

Mission.

Schwärmergeister unter indischen Christen. — Vor etwa einem Jahre hatten mehrere Missionsblätter viel von einer „großen Erweckung“ in Travancore zu berichten. Jetzt heißt es, daß dieselbe größtentheils von tamulischen Predigern hergerührt habe, die zu einer kleinen selbständigen in Timmewelli entstandenen schwärmerischen Secte gehören. Ob diese mit der Secte zu Bragasapuram, von der in unserm Blatte die Rede gewesen ist, zusammenhängt, wissen wir nicht. Diese Schwärmer bilden sich auch ein, eine „apostolische Gemeinde“ zu sein, d. h. apostolische Wundergaben zu besitzen. Tamulische Christen, die zur englisch-irchlichen Mission im Mavelicava-District von Travancore gehörten, haben sich ganz von ihnen hinreißen lassen, und selbst ein ordinirter Brahmine, bisher im Dienst derselben Mission, Rev. Justus Joseph, hat sich mit den Seinigen ihnen angeschlossen. Ein syrischer Christ, der sich für einen Propheten ausgiebt, hat prophezeit, daß die Wiederkunft Christi im Jahre 1881 stattfinden werde. Darauf gründet sich folgendes Actenstück, das in einem Malejalim-Blatte veröffentlicht wurde, und so lautet:

Göttliche Proclamation.

Es wird hierdurch mit Gewißheit proclamirt, daß von jetzt ab (Mai 1875) nur noch eine Frist von sechs Jahren übrig ist bis zu der herrlichen Zukunft des Königs Jesus von Nazareth auf der feurigen Wolke. Und da er im siebenten Jahre plötzlich erscheinen wird, daß alle ihn sehen, so

thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Diese von seinem Anrecht veröffentlichte Proclamation ist offenbart durch den heiligen Geist des Königs Jesus.

Justus Joseph, C. M. S.
Pfarrer von Kannit.

Diesen ehemaligen Brahminen hält man für ehlich aber aufgeblasen, da man zuviel aus ihm gemacht haben soll. Den syrischen Propheten dagegen hält man für einen Betrüger. — Ein öffentliches Bekenntniß aller Sünden soll in der Secte Sitte sein und so weit getrieben werden, daß es förmlich ekelhaft wird. — Künglich hat der Prophet es für des Herrn Willen erklärt, daß alle Verbindung mit der Mission aufhören müsse. —

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!

(Leipz. Miss. Bl.)

Kirchliche Chronik.

Die kirchlichen Zustände in unserm lieben alten Vaterlande werden immer trauriger und verworrener. Unter dem Schim, die Kirche von den Fesseln des Staates mehr zu befreien, hat man sie der Herrschaft des ungläubigen Hausens ausgeliefert, wie das die jüngst stattgefundenen Wahlen der Kirchenvorstandsglieder in Berlin wieder beweisen. Obwohl ein Viertel der Berliner ihre Kinder gar nicht mehr taufen lassen und drei Viertel aller Ehen ohne kirchliche Trauung blieben, so steht doch jedem Bürger, der sich noch zur evangelischen Kirche zählen läßt, und ob er auch Jahr aus Jahr ein keinen Gottesdienst besucht, und nie zum heil. Abendmahl kommt das Recht zu, bei den kirchl. Gemeindevahlen mitzu-

stimmen, oder gar in den Gemeinde-Vorstand gewählt zu werden. Der Ausfall einer solchen Wahl kann ja nicht zweifelhaft sein; die große Masse des Volkes ist vom Glauben abgefallen, von communistischen, social-demokratischen, kirchenfeindlichen Gelüsten geleitet und von der verjudeten deutschen Presse gegen die Kirche und ihre Diener aufgestachelt, und die letzteren, zum großen Theil nur gehorsame Staatsdiener und schwarze Polizei haben längst die Liebe und das Vertrauen des Volkes verloren, weil sie ein Stück der Rechte der Kirche nach dem andern preisgegeben, und an den Staatsbeutel sich ankammern, noch fort und fort schreien: nur keine Separation! während um sie herum die Säulen der Kirche mit großem Krachen zusammenbrechen und das Fundament ihnen Stück für Stück unter den Füßen hinweggerissen wird, und wenn der Staat sie zu seinen Zwecken nicht mehr braucht, weil sie allen Einfluß auf das Volk verloren haben, wird er ihren letzten Halt, den Beutel, auch immer höher ziehen und unerschütterlich machen, und dann — ja dann werden sie die Situation verstehen. Unter solchen Umständen, da nicht bloß Staat und Kirche, sondern noch mehr Welt und Kirche mit einander verbunden und vermengt sind und die Welt bei weitem den größten Theil bildet, darf es uns nicht befremden, wenn eben auch weltlichgesinnte, ja offenbar ungläubige Leute, Gottlose, Spötter und Lasterer in die Gemeinde-Vorstände gewählt werden, und was das für eine Wirkung auf das kirchliche Leben haben muß, kann ja ein Kind einsehen. Die deutschen Staatskirchen gehen ihrem Verfall rasch entgegen und es ist gewiß ein merkwürdiges, wohl zu beachtendes Zeichen der Zeit, daß schon seit vielen Jahren die herrlichen Schätze der rechtgläubigen lutherischen Theologie aus den Kirchen- und Pfarrbibliotheken Deutschlands in großen Massen ihren Weg über das Meer nach America gefunden haben. Scheint es nicht, als ob der Herr der Kirche die deutschen Landeskirchen um ihrer Untreue und Undankbarkeit willen mit Seinen gerechten Gerichten, wie es unser theurer Luther vorhergesagt, heimsuchen und Seine Kirche reinen Wortes und Sacramentes in diesem westlichen Erdtheile aufbauen wolle? — Wie weit dieser Verfall schon eingetreten ist, wollen wir durch eine Probe der Lehrenfreiheit, die man sich schon auf deutschen Kanzeln erlauben darf, klar machen. Dr. Schwalb, einer der beliebtesten Prediger Bremens, hielt am 8. October v. J. eine Predigt über „die Kunst.“ In derselben verherrlicht er zunächst die „Kunst“ auf Kosten der Moral, indem er sagt: „Die Ehrlichkeit verschafft dem Menschen doch nur ein Minimum (kleinsten Theil) von Ehre; wer eine höhere Stufe von Ehre erreichen will, der muß etwas leisten auf dem Gebiet der Kunst oder der Wissenschaft; denn ohne Kunst oder Wissenschaft kann Niemand eine ihres Namenswerthe Ehre erreichen.“ Dann giebt er eine nähere Erklärung des Begriffes: „Kunst.“ Dabei wird der Hochkunst, Meißkunst, Schwimkunst und dgl. gedacht. Ausführliche Beachtung findet das „Kunstgewerk“; die andächtigen Zuhörer werden darauf aufmerksam gemacht, daß „der Bäcker, der Fleischer, der Gärtner die Producte ihrer Arbeit schön zu gestalten suchen“ u. s. w. Zum Schluß der Predigt aber meint der Redner, es gäbe eigentlich gar keine rechte christliche Kunst. Doch ja — es giebt eine solche; aber wo? „nicht unter den Christen, sondern in den schalligen Hainen Griechenlands.“ An den alten Kunstwerken, die man aus den Trümmern der türkischen Barbarei hervorholt, würde

Jesus sich erfreuen, und ein Buch von Plato oder Xenophon (heidnische Schriftsteller) würde ihm mehr Freude machen, als die Schriften eines Augustinus oder Thomas a Kempis." Und das auf einer christlichen deutschen Kanzel! — Derselbe Dr. Schwab hat auch jüngst sechs Vorträge über den Apostel Paulus gehalten und veröffentlicht, aus denen wir einige Proben folgen lassen wollen, die wir der Berliner Neuen Evang. Kirchenzeitung entlehmen.

„Die Thatsache, daß der „junge Paulus“ sich plötzlich eines Tages betehrt hat, findet ihre Erklärung natürlich nicht in einer göttlichen Offenbarung. Vielmehr scheint nach Herrn Schwab der „Ehregeiz“ bei dieser Bekehrung eine große Rolle gespielt zu haben. „Stephanus und seine Mitarbeiter hatten einen größeren Wirkungskreis gefunden als irgend ein Rabbi; wer weiß, ob Paulus in seinem jugendlichen Ehrgeiz sie nicht darvorn beneidete!“ Paulus wünschte in seiner Jugend vielleicht etwas Nützliches zu werden, wie Alexander der Große, dessen Andenken „genau“ in Persien hoch in Ehren gehalten wurde, weil er dort auf seinem Siegeszuge den großen Brand gelöscht hatte, den die Perser angezündet. Er wollte gern „ein Licht der Heiden und eine Ehre für Israel“ werden; nun wurde ihm im Conflict mit Stephanus klar, „daß man als Christ ein besserer, wirksamere Rabbi sein konnte, denn als Jude.“ Wurde also Christ. Unähnlich, wie ein modernes jüdisches Bankhaus zu der Erkenntnis kommt, daß man bessere Geschäfte machen kann, wenn Einer aus der Firma sich taufen läßt!“

Paulus behauptete nicht bloß den Aposteln, sondern auch „dem Herrn gegenüber“ seine Selbstständigkeit; „er war kein Schüler Jesu von Nazareth, sondern ein Dolmetscher des in ihm lebenden Christus.“ Die rabbinische Exegese, deren sich Paulus bediente, war „eine Ursache mancher Trübung seines Wahrheitssinnes.“ Für uns ist diese Exegese nur „eine Störung oder ein Aergerniß.“ Manche seiner Schriftserklärungen erscheinen uns als „deutliche und sehr beklagenswerthe Beweise der Verschrobeneheit und Unlauterkeit des Apostels, der sich selbst damit betrog und seine Freunde damit täuschte.“ „Wenn sein Geistesauge reiner, sein Wahrheitsfönn schärfer, sein Character ein anderer gewesen wäre, hätte er dem alten Testamente gegenüber ungefähr die Stellung einnehmen können, die Jesus einnahm.“ Die vermeintlichen großen „Widersprüche“ im Character des Paulus löst Herr Schwab durch Hinweisung auf ein Wort von Pascal, wonach der Mensch ein „unbegreifliches Ungeheuer“ ist. „Dies Wort gilt vom Menschen im Allgemeinen; es gilt im verstärkten Maß von Paulus.“

Von den Briefen hält Herr Schwab nur die vier ersten für paulinisch; die anderen, unter Pauli Namen überlieferten, — „machen sämmtlich auf mich den Eindruck einer großen religiösen Kälte, und manchmal einer widerlichen Bosheit.“ Die gewaltige Liebe Pauli in Ephesus bewirkt der geistlichen Waffenvirtuosität hat auf Herrn Schwab folgenden Eindruck gemacht: „Noch nie hat wohl ein ernster Mensch, dem es wirklich um das Heil der Seelen zu thun war, einen Kampf gegen das Böse in einer so hübschen, niedlichen Rede aufgeföhrt, wie der Verfasser des Epheserbriefes es thut, wo er die Schwärze und Trübsamkeit des Christen vollständig beschreift.“ Zum Schluß noch einen der sich selbst richtenden Aussprüche: „Dreimal ist Paulus im Lauf der Zeit

auferstanden und wiedergekommen: in Augustin, in Luther und in — Ferd. Christian Baur.“

Das ist also schon möglich im schönen deutschen Reiche, daß ein Diener der Kirche also öffentlich und ungestraft dem Worte Gottes die Faust in's Angesicht schlagen und Hohn sprechen darf! Doch du jagst vielleicht: eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wohl mögen es noch nicht viele sein, die also frei und frech ihre Stimme erheben, aber er hat doch unter den Geistlichen Deutschlands, wie der Protestanten-Verein beweist, eine große Anzahl Gleichgesinnter, und das Bedenklichste an der ganzen Sache ist dies, daß gegen solche offenbare Wölfe, die das Schafschleib längst als nützlich und unbequem abgestreift haben, die kirchlichen Behörden gar nicht einschreiten, ja sie sogar noch in Schutz nehmen! Wo die Sachen eben so liegen, da ist es leicht zu begreifen, daß die Secten, die von America aus in Deutschland missioniren, zum Theil großen Erfolg haben. So schreibt darüber die Leipziger Allgem. luth. Kirchenzeitung:

„Der Methodismus beginnt nun auch in Bayern seine Thätigkeit. Er hat sich Nürnberg zum Mittelpunkt seiner Propaganda ausgesöhrt, und jedenfalls mit großer Klugheit. Denn wo die Kirche ihren Boden mehr und mehr verliert, hat die Sekte ihr erfolgreichstes Arbeitsgebiet. Daß es aber in Nürnberg in rascher Eile abwärts geht, das haben die jüngsten Reichstagswahlen in erschreckender Weise gelehrt. Der Kandidat der Socialdemokraten hat dort die Mehrheit der Stimmen erhalten, der liberale Kandidat nur 10,067, wovon allerdings vielfach der Grund auch darin besteht, daß die alte luth. Stadt Nürnberg keinen anderen Abgeordneten vorzuschlagen gewöhnt hat als einen jüdischen Advokaten! Der konservative Kandidat erhielt nur 877 Stimmen. Dieses Zahlenverhältniß hat auch eine Bedeutung für die Beurtheilung des kirchl. Lebens.“

Und wie tief in manchen Schichten der Bevölkerung auch in Süddeutschland schon das religiöse Bewußtsein gesunken ist, hat eine Wählerversammlung zu Burgthann bei Altdorf am zweiten Weihnachtsfeiertag gezeigt. Dort empfahl zunächst der christl. Seminarlehrer Böhm den Juden Frankfurter als Abgeordneten zum Reichstag, weil die Religion für die Aufgabe eines Abgeordneten ganz gleichgültig sei. Dann erhob sich ein Bauer zu folgender gotteslästerlicher Rede: Man habe vor 1800 Jahren einen Juden auf ewig in den Himmel gewählt, der heute noch gut thue, da werde auch heutzutage ein Jude auf drei Jahre im Reichstage gut thun.

Gott aber erbarme sich in Gnaden unseres armen, und doch so lieben deutschen Vaterlandes!

Z.

Im Jahre 1866 und wiederum in 1870 rühmte man, daß der deutsche Volksschullehrer die glorreichen Siege wesentlich ermöglicht habe. Wenn dem so ist, so hat man sich ihm gegenüber sehr undankbar gezeigt. Denn wiewohl ein Theil der von Frankreich bezahlten Milliarden zu Gehaltsverbesserungen der Volksschullehrer bewilligt und verwendet worden ist, so ist es doch noch gar traurig in dieser Hinsicht mit ihnen bestellt. Einer höchst interessanten statistischen Uebersicht über das preussische Elementarschulwesen in der Allgem. luth. Kirchenzeitung von Luthardt entnehmen wir folgende Angaben. Die Zahl der Volksschullehrer im ganzen Königreich

Preußen beläuft sich auf 51,138. Von diesen haben 296 ein jährliches Einkommen von nur 50 bis 100 preussischen Thalern; 16,672 beziehen jährlich einen Gehalt von 100 bis 200 preussischen Thlr. Auf 200 bis 300 Thlr. kommen 19,955. Bloss 8,108 beziehen einen Gehalt von 300 bis 400 Thlr. 3,322 empfangen zwischen 400 und 500 Thlr. und nur 1,492 kommen bis auf 500 und 600 preussische Thlr. Wenn man dabei die seit 1870 in Deutschland bis auf's Doppelte gesteigerten Preise aller Lebensmittel noch in Anschlag bringt, so sieht man, daß der preussische Volksschullehrer eine keineswegs glänzende Existenz hat und daß die traurigen Zeiten, wo er nach Schluß der Schule mit dem Dreschflügel sich beim Bauer noch etwas verdienen mußte, wohl noch nicht überall verschwunden sind. Z.

Einen deutlichen Ton giebt die Postsamme des Insulanns, (Dr. Protel) im „Lutheran u. Missionary“, der jeden, der sich bisher noch der süßen Hoffnung hingegeben hatte, die englischen Herren Pastoren und Professoren und Doctoren des General-Councils würden nachgerade doch lernen, was lutherisch mit dem Worte Gottes gemäß ist und dann der Wahrheit auch in der Praxis die Ehre geben, überzeugen muß, daß solche Hoffnungen eitel Täuschung sind. Er schreibt nämlich in kahlen, dünnen Worten also: „Es ist deutlich zu verstehen, daß unsere englischen Gemeinden auch nicht einen Schritt weiter der strengen Richtung zu thun werden. Wir können das nicht ändern, so sind wir einmal beschaffen. Wenn unsere deutschen und scandinavischen Brüder, welche die extreme Stellung eingenommen haben, erklären, das Verhältniß müsse ein anderes werden, so kann daraus nur zweierlei folgen: Entweder müssen wir das General-Council verlassen, oder sie müssen dem Beispiel der Synoden von Wisconsin, Minnesota und Illinois folgen. Laßt uns ehrlich gegen einander sein und las diese Erklärung gegenseitig machen. Laßt uns nächsten October nach Philadelphia gehen und dort für immer diesem Streit ein Ende zu machen und diese Sache endgültig zu schlichten!“

Eine solche Sprache sind freilich deutsche lutherische Christen nicht gewöhnt. Die sagen: Gottes Wort ist und bleibt unsere alleinige Richtschnur im Glauben und Leben. Zeige uns, daß ein Artikel des Glaubens oder eine Lebensregel in Gottes Wort klar und deutlich gelehrt wird, so werden wir uns gerne und willig darnunter beugen, und müssen es thun bei unserer Seelen Seligkeit. Ganz anders aber redet Insulann. In seinen Worten liegt unmißverständlich das: Euer Verlangen in Bezug auf Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit Falschgläubigen mag auf der Schrift beruhen und in den Bekenntnissen gegründet sein oder nicht, wir geben einmal nicht nach, unsere englischen Gemeinden und wir englische Pastoren gehen auch nicht einen Schritt weiter in dieser strengen Richtung. Und warum nicht? weil unsere Gewissen in Gottes Wort gefangen sind? Ach nein, weil wir einmal so beschaffen sind und das nicht ändern können! America is a free country! Z.

Um nun auf den bewußten Sammel zurückzukommen, so sagen wir zunächst der verehrten Redaction des „Lutherischen Botenboten“ unseren verbindlichsten Dank, daß sie unserer Bitte so prompt entsprochen und uns die Nummer vom 27. December

v. J. gütigst nachgesandt hat. Aus denselben ersehen wir nun, was dem „Gemeindeblatt“ den Titel „sanaftischer, verlogener Partei- und Sectenhammer“ zugezogen hat. Wir hatten nämlich von einer Lagerversammlung der Albrechtsleute berichtet, die in Somerset Co., Pa., Statt gefunden haben sollte und bei welcher einer der Prediger in seiner „Entzückung“ von der Rednerbühne herabgesprungen war und einem Manne Namens Heiple sämtliche Rippen auf der einen Seite eingedrückt und auch sonst noch schwere innerliche Verletzungen beigebracht hatte. Darüber nun ereifert sich der „Votschafter“ und erklärt es für eine absichtliche, gottlose Verläumdung und Lüge, solange bis wir oder der „Presbyterianer“, der es von uns abgedruckt hatte, durch eigene Angabe der Facta den Beweis dafür geliefert hätten. Nun weiß wahrscheinlich der „Christliche Votschafter“ nicht, (denn der kleine luth. Katechismus ist in jenen Regionen wenig bekannt,) daß er dann erst von einer absichtlichen Verläumdung und Lüge reden konnte, wenn er sichere und gewisse Beweise vom Gegentheil hatte; dagegen erklärt er uns zuerst für gottlos und verlangt hinterher von uns erst die Beweise. Wir haben jene Nachricht aus dem „Lutheran und Missionary“ von Philadelphia überfekt und da derselbe die Verlichkeit des Vorfalles und den Namen des zu Schaden gekommenen Mannes genau angab, so hielten wir damals und halten auch heute noch die Nachricht für richtig, weil auch gar nicht etwa unmöglich oder unwahrscheinlich, denn schon ganz andere entsetzliche Dinge sind auf den methodistischen Zigeunerlager-Versammlungen vorgekommen.

Das also ist der Gewährsmann des unlutherischen „Kirchenfreundes“, (der übrigens in jeder Nummer eine greuliche Lüge an der Stirne trägt, indem er sich lutherisch nennt,) für die Beschimpfung unseres Blattes und unserer Person! Was denken nun unsere Leser von der Moral der General-Synode? Ist sie ein Haarbreit besser, als die der Jesuiten? Wir können keinen Unterschied drin sehen! Z.

Das Directorium des Mühlenberg-Collegiums in Allentown, Pa., hat beschlossen, das Andenken des seligen Pastors Brobst damit zu ehren, daß man eine Brobst-Professur der deutschen Sprache an jener Anstalt gründe. Es sollen die dazu nöthigen Gelder unter den Freunden des Verstorbenen gesammelt werden. Z.

Eine unionionistische Begräbnisfeier. Am 21. Jan. fand in Henderson die Beerdigung des weit und breit bekannten unirten Pastors Gottlieb Ernst August Fachtmann statt. Die beiden unirten Pastoren Hunziker und Ruffmann, die, nebenbei gesagt, die Leute gern glauben machen, daß sie rechte evangelische Pastoren seien und Luther sehr hoch halten, predigten in der Kirche. Um aber den Beweis zu liefern wie lebendig und weitherzig die Union die Leute macht, antirten sie am Grabe mit dem langjährigen Freund des Verstorbenen, Dr. Bleden, der nicht nur ein Ungläubiger, offener Spötter ist, sondern selbst unter seines gleichen nicht im besten Andenken steht. Dr. Bleden hielt eine Rede am Grabe, die ohne Zweifel sehr erbaulich gewesen sein muß.

Union und krafter Unglaube reichen sich am Grabe die Hand. Doch was Wunder, die Union,

die die Unterscheidungslehren als unwesentlich erklärt und jegliche Deutung zuläßt, kann unmöglich bei diesen Anfängen stehen bleiben, sondern muß auch dem Unglauben Berechtigung zugestehen und ihm die Gemeinschaft nicht versagen, die weil der nackte Unglaube nur die großgewordene Union ist, denn Grundlage der Union. Es ist ja einerlei, ob die sächsisch-unirten Prediger den Christusleugner Dr. Sulze als Amtsbruder anerkennen, oder ob die unirten Prediger in Minn. mit Dr. Bleden zusammen antreten, in beiden Fällen legen sie eine gewisse Verantwortung an den Tag.

Gott erbarme sich ihrer und derer, die unter ihrer Pflege stehen. f.

Katholische Duldsamkeit. Das „Centralblatt“ für das preussische Unterrichtswesen bringt in seinem jüngsten Octoberhefte ein Schreiben des Kultusministers Falk vom 9. November 1876 an den Stadtdechanten Kappen zu Münster, welcher sich in einer Eingabe beschwert hatte, daß mehrere Lesebücher evangelischer Schulen für Katholiken schwerverletzende Leseflüche enthielten, und darauf antrug, daß sie „unverzüglich“ aus dem Gebrauche entfernt würden. Der Minister wies den Dechanten an, seine Anklage genauer zu begründen, und im geordneten Gange seine Beschwerde anzubringen. „Schon jetzt, schloß der Minister, will ich Ihnen nicht vorerhalten, wie ich in einem für evangelische Schulen bestimmten Lesebuche einen Satz, wie den unter Nr. 9 hervorgehobenen:

daß Luthers Reformationswert Heil und Segen über Deutschland gebracht habe, für vollberechtigt erachte und eine von Ihnen auch darin gefundene tadelnswerthe Verletzung anderer Glaubensgenossen unter allen Umständen nicht erkenne.“

Also selbst evangelischen Kindern in rein evangelischen Schulen darf nach Urtheil eines katholischen Geistlichen nicht gelehrt werden, daß die Reformation für unser Volk ein Segen gewesen ist. Warum? weil sich die Katholiken dadurch verletzt fühlen. Die Kirche, die Lehre, das Wesen der Reformation sind noch viel verletzender. Sollen die nicht auch abgeschafft werden? Es ist erstaunlich, zu welchen Forderungen sich ein solcher Katholik versteigen mag, und das unter dem Drucke des Kirchenstreites. Und mit denen sollen wir noch gar ein Bündniß schließen, die schon darin eine Verletzung sehen, daß wir an unserer Kirche glauben einen Segen zu besitzen. Was würde geschehen, wenn solche Katholiken freie Hand hätten? (Münkel.)

Heidelberg, das Hauptquartier der protestantischen Vereinigten Theologie, zählt gegenwärtig 13 Theologie Studierende, also 4 mehr als im vergangenen Halbjahre, immer noch sehr wenig, und der dürftige Zuwachs ist durch die Stipendien gekommen, welche unter dem Minister Jolly auch für Ausländer ausgesetzt wurden, um der Heidelberger Theologie einige Anziehungskraft zu verschaffen. Die Prot. R. = B. hat sich noch insonderheit bemüht, mit den ausgesetzten Preisen Studenten für Heidelberg zu werben und wirklich befinden sich nun 9 Ausländer dort. Nur die Badenschen bleiben spröde und studieren bis auf 4 auf auswärtigen Hochschulen. (Ders.)

Die Altkatholiken in Deutschland haben 60 ordinarie Priester; 9 Studenten, die Theologie studieren; eine theologische Schule zu Bonn; einen Bischof, und 15,709 männliche erwachsene Glieder, die mit ihren Familien eine Zahl von 49,451 Seelen ausmachen. Die Altkatholiken in der Schweiz zählen 73,380 Seelen, mit 66 ordinirten Priestern. In Bern haben sie eine theologische Schule und seit dem 7. Juni haben sie auch einen Bischof, Professor Herzog von Bern. Die Einsegnung Dr. Herzogs fand statt am 20. August in Rheinfelden durch Bischof Meinkens. Der Name seiner Provinz wird heißen: „Die Christliche katholische Kirche der Schweiz.“ Die altkatholische Kirche in diesen beiden Ländern hat somit zusammen 126 Priester zu 122,730 Seelen in 159 Gemeinden. (Herold.)

Quittungen.

Für die Nothleidenden im Westen von Minn. Durch Past. Dowdat von seiner Gemeinde in FortAtkinson \$4, durch Past. Niemann von seiner Gem. in Kewaunee \$4, durch Past. Toepel von seiner Gem. in Peshigo \$4.25, durch Past. Toepel von seiner Gem. in Beaver Creek \$2.50, durch Past. Kieselich in Sheboygan \$2, durch Past. Chr. Böttcher von seiner Gem. in Elgin \$6.22, durch Past. F. Seifert von seiner Gem. bei Stillwater \$9, durch Past. Lucas von Fr. Schulze \$1, eignen Beitrag \$1, durch Past. Emmel von seiner Gem. in St. Peter \$3, von Past. Emmel eignen Beitrag \$1, von Minnie Ganger, Greenville, Wis. \$1, durch Past. Spehr von seiner Gem. in St. Paul \$15.35, durch Past. Wender von seiner Gem. in Redwing \$10, durch Past. Streißguth von seiner Gem. in St. Paul \$11.50, durch Past. J. Albrecht von seiner Gem. in Rockford \$7.60, durch Past. Adelberg in Milwaukee, von Gemeindef. Helfen \$20, von Mr. Lemm, Mrs. Wagen, G. Brenner und Willwe Tornberg in Manitowish \$1, durch P. Ph. von Rohr von seiner Gem. in Winona \$68, von Mr. F. Waiyte in Mantato eine Spectseite, durch Past. V. Braun von seiner Gem. in Belle Plaine \$9, aus den Gem. des Past. Böneke in Danville für Samenweizen \$33.25, von der Gem. in Mapletoen für denselben Zweck \$7, von der Jmanuels-Gem. in Mantato 2 Risten Kleider, durch Past. Wender von seiner Gem. in Redwing 2 Risten Kleider, durch Past. Spehr von seiner Gem. in St. Paul 1 Riste Kleider, durch Past. Streißguth von seiner Gem. in St. Paul 1 Riste und 1 Sacl Kleider, durch Past. von Rohr von seiner Gem. in Winona 1 Riste Kleider, durch Past. Wender von seiner Gem. in Redwing 1 Riste Kleider. Den lieben Gebern Gottes reichen Segen wünschend. A. Kuhn.

Aus der Dreieinigkeits-Gemeinde des Herrn Pastor D. Spehr in St. Paul von verschiedenen Gemeindegliedern eine Riste Wäsche, Kleider und Schutzzeug für die Familie Standfuß in der ev. luth. Bethania-Gemeinde in Emmet, KenvilleCo. mit herzlichem Dank erhalten zu haben bescheinigt. J. J. Hunziker.

Dankend bescheinigt der Unterzeichnete durch Hrn. Past. D. Spehr von Hrn. Fr. Gerber \$5 für die Laubstücken-Anstalt empfangen zu haben.

G. Speckhard, Norris, Wayne Co., Mich 4. Febr. 1877.
Für die Anstalt: P. Lieb, Weihnachts-Coll. \$1.50, — P. Adelberg, vom Frauen-Verein \$20.
Für die Baucasse: P. Lieb, von C. Dowas, \$1, R. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: Sauer, XI, \$14, XII, \$1, Niemann, XII \$3.15, Ungrobl, XI, \$8, XII, \$4, Böttcher, XII, \$5.25, Höncke, XII, \$1, Klein, XI, XII, \$2.10, XII, \$6.

Die Herren: H. Schulz, XI, \$1.05, Schön, XI, 1, \$5, Gähoss XII \$1.10, G. Jäger, XI, XII, \$2.10.
Th. Jäkel.

Für die Synodal-Kasse: Für Synodalberichte: Von P. Oppen \$1.50, von Past. Bergholz \$1.10.
J. Conrad.